

Dr. Sebastian Kranich (Halle)

**Predigt zum 14. Sonntag nach Trinitatis am 13.09.2009 in der
Schlosskirche Wittenberg anlässlich der Tagung: Dienstgrad
Spaten – Die Bausoldaten in den letzten Jahren der DDR –**

Predigttext: Lukas 17, 11-19

11) Und es begab sich, als er nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samarien und Galiläa hin zog.

12) Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzigte Männer; die standen von ferne

13) und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!

14) Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein.

15) Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme

16) und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter.

17) Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun?

18) Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde?

19) Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat die geholfen.

Da stehen sie am Rande, als Jesus kommt: 10 Aussätzige.

Randexistenzen in ihrem Dorf, irgendwo im Grenzgebiet zwischen Samarien und Galiläa. Der Mehrheit im Lande gelten sie als unrein. Nicht nur körperlich, sondern auch kultisch. Priester und Bevölkerung im alten Israel sind der Überzeugung: Diese Menschen sind von Gott gestraft.

Randexistenz zu sein – das haben die Waffendienstverweigerer in der DDR, die NVA-Bausoldaten von 1964 bis 1989, allesamt erfahren. Sie waren eine Minderheit, die den Erwartungen des Systems und dessen Militarismus nicht entsprechen konnte und nicht entsprechen wollte.

Dafür ernteten sie in der Bevölkerung bisweilen Respekt und erhielten Zeichen geheimer Solidarität. Aber sonst wurde von oben gestreut: Bausoldaten sind Knastis, Asoziale, Homosexuelle und was der Ausgrenzungen und Abwertungen mehr waren, die den Geist der damals Mächtigen erkennen lassen. In einer Fachschularbeit der Stasi von 1986 ist zu lesen, die Einheiten der Bausoldaten stellten *eine Form der Zusammenführung feindlich-negativer Kräfte* dar.

Diese Propaganda blieb in dieser Nachkriegs-DDR nicht ohne Wirkung. Und den Vorwurf *Drückeberger* habe ich mir noch auf einer Demonstration im November 1989 anhören müssen.

Wenn ich mir die 10 Aussätzigen am Rande des Dorfes so vorstelle, fühle ich mich wie zurückversetzt hinter den Stacheldraht, in dieses Gefängnis wo man nur für Stunden oder mal für ein, zwei, drei Tage herauskam. Den Vorgesetzten und ihrer Willkür ausgeliefert. Ständig diszipliniert durch Strafen und kleine Belohnungen. – Eine verschärfte kleine DDR innerhalb der DDR. Ein Ghetto, in dem eigene Regeln

galten, in dem wir eine eigene Sprache gesprochen haben und in dem es eine eigene Solidarität gab.

So anders, dass es eigentlich keiner nachfühlen kann, der es nicht erlebt hat. Und so anders, dass ich manchmal auf diese Zeit verwundert zurückblicke, wie auf etwas Unwirkliches.

Doch waren die Bausoldaten nicht die einzigen Randexistenzen in der DDR. In einem Dresdner Kirchenblättchen vom Januar 1989 wird die Frage aufgeworfen: *Was haben wir für angeblich ferne Randexistenzen übrig? Für Kranke, Behinderte, Einsame, Andersdenkende, Betrogene, Verleumdete?*

Da sind sie: Die Aussätzigen der späten DDR, deren Führung sich nur noch von Feinden umstellt wähnte.

Und unabgegolten bleibt die Frage bis heute im Raum: Was haben wir denn – 20 Jahre danach – für angeblich ferne Randexistenzen übrig?

Doch zurück nach Israel. Nun kommt Bewegung in die Szene: Die Aussätzigen in ihrem Dorf stehen nicht mehr nur in gebührender Entfernung von Jesus – aus Respekt oder aus dem Wissen um ihre Krankheit. Nein, sie kommen auf Jesus zu und bitten um sein Erbarmen.

Auch hier fühle ich mich wie zurückversetzt. Was haben wir manchmal gehofft und gebettelt um einen kurzen Ausgang oder um ein, zwei Tage Urlaub, um die Familie, die Frau, die Freundin oder den Freund zu sehen. Wie haben uns die Vorgesetzten hingehalten und warten lassen. Welche Verrenkungen haben manche gemacht und welches Maß an Unterwürfigkeit wurde da erzwungen. Dieses erlebte, manchmal verzweifelte *Erbarme Dich*, adressiert an einen Zugführer, einen Kompaniechef oder einen Kommandeur.

Und dann soviel Zynismus und Willkür als Reaktion aber auch – ab und an – Menschlichkeit in einem unmenschlichen System.

Und dann denke ich an die Rufer des Nachts in der Kaserne, betrunken oder nüchtern: Mit lautem Nachhall die Rufe: *Ich will hier raus* oder *Freiheit*. Ganz tief von innen heraus gebrüllt in die Dunkelheit.

Wie viel ist auch gebetet worden. Allein; lang und gemeinsam in den Gottesdiensten auf der Kompanie und bisweilen offen und provozierend vor dem Essen im Speisesaal.

In einem Gedicht von Christian Lehnert heißt es:

Prora, 19.12.87

*Sie hocken zu zehnt am Boden, zeichnen
Kreuze in die Luft, ihr Gebet
formt sich aus den Atemstößen, ein Stahlhelm*

*schlittert über den Flur gegen die Mauern, meterdicke
Träger: „Herr, Herr ... laß meine Frau in den Wehen
bestehen ... Herr, erleuchte die Schemen ... lehre*

*mich sagen: Nicht mein sondern dein Wille geschehe ...
Komme bald ... Amen, Herr, komme bald ...“*

Komme bald. Erbarme Dich. Lass das alles ein Ende haben. Lass uns wieder zurück ins Leben. – So baten auch die Aussätzigen im Grenzland von Samarien und Galiläa. Mach uns gesund – so lautete ihr Appell an den Mann, dem der Ruf eines Wunderheilers vorauselte.

Und was tut dieser Mann in der Geschichte? Er tut kein Wunder im Handumdrehen, wie man es vielleicht erwarten könnte. Nichts steht da von einem Zauber oder einem göttlichen Machterweis. Der Hoffnungsträger Jesus erlöst die Aussätzigen nicht im Handumdrehen. Sondern er ermutigt diejenigen, die gerade einmal die ersten Schritte aus ihrer Isolation heraus gewagt haben, dazu, weiterzugehen.

Der kurze Weg zu Jesus hin ist offenbar nicht die Endstation, an der der Hoffnungsträger alle Wünsche erfüllt und alles richtet. Er ist eine unabdingbare Zwischenstation. Mehr nicht.

Jesus fordert die 10 Aussätzigen auf: *Geht, zeigt euch den Priestern*. Und die Aussätzigen gehen los. So krank wie sie sind, machen sie sich auf den Weg zu denjenigen, die die Macht haben. – Die Macht haben, sie in die kultische und die soziale Gemeinschaft wieder aufzunehmen – oder draußen zu lassen.

Was die zehn da tun, ist riskant. Schließlich tragen sie noch deutlich die Zeichen am Leib, die sie als *von Gott Gestrafte* erkennen lassen. Doch sie lassen sich deshalb nicht mehr an den Rand drängen. Auf die Aufforderung von Jesus hin zeigen sie sich und werden sichtbar. Und dann geschieht das Wunder: Während sie zu den Priestern gehen werden sie rein, werden sie gesund.

Die Erfahrung, um die es hier geht, haben im Herbst vor 20 Jahren viele gemacht. Erst war die Angst noch groß, sich den Priestern der Staatsreligion zu zeigen und sich aus der Deckung zu wagen. Wer wollte schon riskieren, als Staatsfeind erkannt und behandelt zu werden?

Man hoffte eher im Stillen und im Freundeskreis – nicht so sehr auf Jesus – aber auf so genannte SED-Reformer oder den großen Gorbatschow, auf Glasnost und Perestrojka. Irgendwie sollte es auch bei uns zu Reformen kommen.

Ich brauche hier nicht zu schildern, wie die Angst bei den Demonstrationen dann Schritt für Schritt überwunden wurde, wie die als aussätzig Verhetzten ihr Recht forderten. Wie sie für sich reklamierten: *Wir sind das Volk*. Die Erfahrung, die viele machten und im Nachhinein beschrieben, lässt sich so auf einen Nenner bringen: Während wir gingen – immer ein Stück weiter – da überwand wir unsere Angst und wurden gesund.

Unter denen, die da gingen, waren auch viele Bausoldaten. Sie hatten schon vorher gelernt, sich nicht immer nur zu verstecken. Sie hatten Eingaben geschrieben, manchen Befehl unterlaufen, einzelne Befehle sogar verweigert.

Die Stasi-Fachschularbeit von 1986 bescheinigt den Bausoldaten, *daß die Mehrheit dieser Wehrpflichtigen der gesellschaftlichen Entwicklung in unserem Land und damit auch gegenüber dem Wehrdienst ablehnend gegenübersteht und dies in einem mehr oder weniger ausgeprägten Oppositionsverhalten zum Ausdruck bringt.*

Viele ehemalige Bausoldaten wandten sich über Jahre innerhalb und außerhalb der Kirche gegen die Militarisierung der DDR-Gesellschaft und ein schlichtes Freund-Feind-Denken. Schwerter zu Pflugscharen und ziviler Ersatzdienst waren dabei zwei zentrale Forderungen.

Im Herbst 1989 war dann der Moment gekommen, wo auch andere nach der Freiheit riefen und aus der Enge heraus wollten.

Und das große Wunder geschah. Aber es ereignete sich anders, als es sich viele erträumt und erhofft hatten.

Auf die Geschichte von den 10 Aussätzigen folgt bei Lukas nicht zufällig ein bestimmtes Gespräch zwischen Pharisäern und Jesus.

Ein Pharisäer fragt Jesus: *Wann kommt das Reich Gottes?* Und Jesus antwortet: *Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man's beobachten kann. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es! oder: Da ist es!*

Wenn man auf den Herbst vor 20 Jahren zurückschaut: Da war schon viel Hoffnung dabei, dass ist diesem Moment der Geschichte etwas ganz Neues anfängt. Im Rückblick sprechen nun auch viele von den damals Aktiven gern distanziert-realistisch vom *utopischen Überschuss* in den politischen Programmen von damals.

Und es stimmt ja: Das Reich Gottes ist in der Weise – *Siehe, hier ist es! oder: Da ist es!* – nicht angebrochen.

Vielleicht haben das auch die 9 von den 10 Aussätzigen in der Geschichte so erlebt. Ja, sie sind rein und gesund geworden. Aber so traumhaft wie erhofft, war das normale Leben dann eben doch nicht. Geblieben sind wohl auch die Narben und Verletzungen aus der langen Zeit, in der sie als Aussätzige am Rand standen und von vielem ausgeschlossen waren.

Geblieben sind viele der alten Konflikte, wenn auch in neuen Formen.

Am Rande der Gesellschaft standen jetzt zwar nicht mehr die Aussätzigen von damals, dafür aber andere.

Da kann man doch verstehen, dass kein Jubel aufkommt.

Jesus versteht das komischerweise nicht. Jesus wundert sich, als nur einer zurückkommt. Und dazu noch einer, von dem er es nicht unbedingt erwartet hatte – ein Mann aus Samarien. Jesus fragt:

Sind nicht alle zehn rein geworden? Wo sind die übrigen neun? Ist denn keiner umgekehrt um Gott zu ehren, außer diesem Fremden?

Hierauf könnte man sagen: Undank ist der Welt Lohn. Was will man erwarten. Das ist eine ganz alltägliche Erfahrung. Der Alltag fordert seinen Tribut; das Leben geht weiter; was will man ständig nach hinten schauen.

Aber genau das ist gefährlich. Es ist gefährlich für die Seele, zu vergessen, was Gott Gutes getan hat. Gefährlich, weil man dann im Trott des Alltags versacken kann. Gefährlich, weil in neuen Krisen keine Erinnerung an gute Zeiten den Blick nach vorn weitet.

Der Samariter vergisst nicht. Er dankt Jesus. Und Jesus sagt: *Dein Glaube hat Dir geholfen.*

Für den Glauben ist das Erinnern unverzichtbar. Zum Kernbestand gehört hier die Erinnerung Israels an den Auszug aus Ägypten, an die Befreiung von Fron und Joch.

Martin Luther hat bei seiner Übersetzung des Alten Testaments in diesem Zusammenhang 1523 das Wort *Denkmal* in die deutsche Sprache eingeführt – im Sinne von Gedächtnisstütze und Erinnerungszeichen. Das ist nicht nur deshalb interessant, weil heute der Tag des offenen Denkmals ist.

Erinnern, Gedenken, der Blick zurück, müssen nicht nostalgisch sein. Ehrliches Erinnern ist die Basis für das Leben in der Gegenwart. Auch

wenn das Reich Gottes 1989 nicht so gekommen ist, dass man hätte sagen können: – *Siehe, hier ist es! oder: Da ist es!*

Aber Jesus sagt deshalb auch nicht: Vergesst die Sache mit dem Reich Gottes. Alles nur Utopie und weltfremde Spinnerei.

Nein er sagt: *Das Reich Gottes ist schon mitten unter Euch.*

Wie kann das sein? Mit den Augen des Glaubens gesehen, des Glaubens, den schon der Samariter hatte, sieht die Welt eben anders aus. Aus der Erinnerung an das Gute, der Erinnerung, wie man gesund geworden ist und von nun an nicht mehr als Aussätziger behandelt wurde – aus dieser Erinnerung kann die Kraft erwachsen, gemeinsam die Probleme von heute in den Blick zu nehmen.

Ich will hier nur ein Problemfeld benennen, für das ehemalige Waffendienstverweigerer besonders sensibel sind: Die Frage von Krieg und Frieden und den Umgang mit der Bundeswehr heute.

Mich beschleicht ein deutliches Unbehagen, wenn das, was in Afghanistan geschieht, schöngeredet wird. Wenn ich als Teil der deutschen Bevölkerung vom Verteidigungsminister zu einer unkritischen Solidarität mit *unseren Jungs* oder *unserer Truppe* aufgerufen werde. Mich beschleicht aber auch ein deutliches Unbehagen, wenn die Nachfolgeorganisation der SED schlicht *Raus aus Afghanistan* plakatiert.

Ich freue mich darüber, dass der Bundestag in der letzten Woche endlich auch die *Kriegs-Verrats-Urteile* der NS-Justiz aufgehoben hat, nachdem 2002 schon alle damaligen Urteile gegen Deserteure und Wehrdienstverweigerer aufgehoben worden sind.

Ich habe sehr gemischte Gefühle, wenn ich an das in der letzten Woche eingeweihte Bundeswehr-Ehrenmal mit seiner sakral überhöhten Architektur denke.

Dieses Denkmal besteht aus dem Bronzeblech von Erkennungsmarken, die nach dem Tod eines Soldaten geteilt werden. In seinem schwarzen Innenraum sind die Namen der Toten auf einem Leuchtdioden-Display zu sehen.

So ist es weniger ein Denkmal für die Toten der Vergangenheit, sondern für die Toten kommender Militäreinsätze und Kriege.

Und manchmal frage ich mich, ob mich und uns das alles wirklich noch was angeht. Wir ehemaligen Bausoldaten müssen nicht mehr zur Armee. Unseren Söhnen steht die Möglichkeit des von uns miterkämpften Zivildienstes offen. Sie haben aber auch die freie Wahl, zur Bundeswehr zu gehen.

Geht uns das etwas an, wenn junge Männer bei der Bundeswehr – so jung wie wir damals waren – aufgrund von Geld und unter Gruppendruck sich für Auslandseinsätze melden und dann dort Dinge erleben, die man sich nur schwer ausmalen kann?

Wenn es um die Verantwortung für friedensethische Fragen heute geht, kommen wir um solche Fragen nicht herum.

Ich denke, die Erinnerung an eigenes Leid und die Erinnerung an die Befreiung davon, kann eine Basis für die Suche nach neuen Antworten sein.

Jesus hat gesagt: *Das Reich Gottes ist schon mitten unter Euch*. Hoffen und beten wir, dass diese Zusage sich erfüllt.

Amen